

vergißt er des Jagens Lust: „Ich schell' mein Horn ins Kammerthal, mein Freud' ist mir verschwunden; ich hab' gejagt, muß ablassen (ablassen), das Wild läuft vor den Hunden.“

Unter den „Berg-ei-chen“ sind verhältnismäßig wenig Lieder, die das Leben der Bergknappen, der „guten Bergesellen“, selbst bezingen; so enthält die reichste Sammlung solcher „Bergelieder“ aus dem dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts („Erläute hübsche Bergelieder, geistlich und weltlich zusammengedruckt“) vorwiegend Volkstieder allgemeinen Inhalts: Liebeslieder, Meisterslieder, Trübsal- und Berufs des Bergmannes, sie rühmen ihn selbst als „eine edle Zier“, ohne den die Welt nicht bestehen, sein Stand, vom König bis zum Schneider, seine Arbeiten ausführen könnte.

Ein Bergelied aus dem sächsischen Erzgebirge erzählt von einem blutigen Zusammenstoß „guter Bergesellen vom Rutenberg“ mit böhmischen Bauern und Städtern um weniger Schoten willen, welche vier Bergesellen genommen, und für die sie reichliche Geldbuße versprochen. Vierte-halb-hundert Bürger werden erschossen, viele kommen in den brennenden Häusern um. Das Lied ist ein schönes Zeugnis für das treue Zusammenhalten der „guten Bergesellen“; denn als die Kunde von der Erschlagung dreier Knappen durch die Bauern nach dem Rutenberg gelangt, ruf die Bergmeister ihre Schoten Knappen: „Liebe Gesellen, folgt mir hinten nach! — Wir wollen dem Schulzen in die Schoten geben! — Wohl abzuhand — an ihm wollen wir uns rächen!“ und als die Gesellen von Hunger und Blutarbeit müde werden, da heißt es im Liede gebetsweise: „Hilf, reicher Gott! — halt uns die Feuer in Hute!“ Des Königs Entscheld aber, der angerufen ist, lautet: „Ihr sollt mir die Feuer zufrieden lan — sie haben noch alle metnen Willen gethan — die guten Bergesellen.“

Ein nicht geringes Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Bedeutung spricht sich auch in den Liedern der Handwerker aus, so in denen der Weber, wie das unten aufgenommene Weberlied bemerkt. So lassen ganze Gruppen von Liedern ihren Ursprung und ihre Bestimmung deutlich erkennen; bei den historischen Volkstiedern, zu denen in erster Linie auch die Landsknecht- und Meisterslieder, ja zum Teil auch die Bergelieder gehören, ist der Schouploß nicht bloß genannt, sondern die handelnden Personen tragen in ihrer Sprache, in ihrer Art zu denken und zu fühlen, ganz den Charakter der bestimmten Landschaft. Einige Andeutungen mögen genügen.

Das weidliche und tiefer Gefühl und das Verürtnis, dieses Gefühl auch nach außen fund zu thun, besigt der Süddeutsche in einem härteren Grade als der Norddeutsche; ganz reutlich ist das zu erkennen in den Liedern süddeutschen Ursprungs. Wie rührend klingt die Klage des jungen Knaben im „Schloß in Thierreich“, der „vierzig Klaster tief unter der Erd' bei Ratten und bei Schlangen gefangen liegt!“ Der durch Verrat gefangene Lindenschmid klagt seine Not „Gott im Himmel und seiner netten Mutter“ — und er ist doch ein Mann im reiferen Alter. In erschöpfender Weise gelangt der Schmerz des Vaters um den gefangenen Sohn wiederum im „Schloß in Thierreich“ zum Ausdruck; wie tief und reich aber selbst des Raubritters Vaterliebe ist, zeigt der Lindenschmid, der alle Schuld des eingefangenen Sohnes auf sich nimmt und allein auch für ihn die Strafe erleiden will. Charakteristisch ist für den Süddeutschen vor allem die innige Liebe zur Mutter, selbst wenn diese längst im Grabe ruht; tiefen Zug finden wir an dem „jungen Knaben in Thierreich, der nicht um seinen frühen Tod klagt, sondern um den Schmerz, den darum seine „Frau Mutter“ dabei“ erleiden muß. Ganz wunderbar klingt im Munde des in die Gewalt der Nürnberg-er gefallenen Raubritters Eppelins von Gaitingen, der nun für zahllose Übeltathen verdienten Lohn empfangen soll, die Klage:

„So liegt meine Mutter am Rhein, ist tot,
darum muß ich leiden große Not.“

Ein echt thüringisches oder sächsisches Gepräge trägt das Lied vom sächsischen Weinzenraub (D, 2); aus jeder Zeile giebt sich die diesem Volkstamme angeborne Anhänglichkeit an ihr vortreffliches Rürtenhaus fund, die sich so oft in der Geschichte glänzend bewährt hat. Auffällig ist die große Zahl von Redewendungen und Ausdrücken, die heute noch in Sachsen und Thüringen gäng und gäbe sind: un — auf den, gefungen — gefunden, werl = wahrlich, wibbelt und tribbelt = bewegt sich lebhaft durcheinander, be = er, ganzbeinicht = unversehrt.

Allen Volkstiedern, mögen sie nun besondere „gute Gesellenliedlein“ oder Lieder allgemeinen Inhaltes sein, ist ein hoher Vorzug eigen; sie sind nicht absichtlich und künstlich ertodt und gemacht, sondern sind Ergäße des warm empfindenden Menschenherzens, das durch die „Sturmwinde des Lebens“ in seinen Tiefen bewegt ist. „Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden und das Herz öffnen und den Grund herausföhlen.“ (Luther. Nach und eht wie die zum Ausdruck gebrachten Empfindungen ist auch die Sprache, der Ausdruck. Da in nichts Wunders, nichts Gefühlseltes, schlicht und einfach, wie das Volk unter sich spricht, oft deit, aber niemals roh, bewegt sich der Ausdruck; dem Inhalt des Liedes, der Lage der auftretenden Person entsprechend ist die Sprache bald kühl und härtlich, bald lieblich und herzbewegend, immer den Gefühlen entsprechend, die ausgesprochen werden sollen. Gefühle und Ausdruck kommen von Herzen und darum gehen sie auch zu Herzen. Dies letztere aber wird so recht eigentlich erst erreicht durch die Melodie, welche vom wahren Volkstied ganz untrennbar ist. „Nicht gesungene Volkstieder“, sagt Wilmar, „sind halbe Volkstieder oder gar keine.“ Denselben Gedanken hatte lange zuvor schon Herder, der uns den Quell des Volkstiedes wieder hat erschließen helfen, in der Vorrede zu den Volkstiedern (1779) ausgesprochen: „Das Wesen des Liedes ist Gesang.“ — „Seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gang der Empfindung, den man mit dem allen treffenden Ausdruck Weise nennen könnte; selbst dieie einem Liede, hat es keinen Ton, so ist es kein Lied mehr.“ „Hätte ein Lied von guter Weise einzelne merkliche Fehler, die Fehler vertieren sich, die schiedten Strophen